

Verena Bünten

Tibetische Flüchtlinge in Indien - ein Volk auf gepackten Koffern

Indien vom 08.08. - 09.11.1998,
betreut von der Friedrich-Ebert-Stiftung

Inhalt

Tibet - was bis heute geschah	108
Himmel und Hölle ein Stück näher	109
Hinter dem Himalaya liegt die Hoffnung	110
Die bestorganisierte Flüchtlingsgemeinschaft der Welt - und ihre Neider	112
Ein Volk - zwei Welten	113
Religion - wie die Luft zum Atmen	115
Leidensfähigkeit - eine tibetische Tugend	117
Die junge Generation - „zukünftige Saat Tibets“	119
„Shangrila“ liegt nicht in Indien	120
Tibetan Youth Congress - die alterslosen jungen Wilden	123
Die Allgegenwart „Seiner Heiligkeit“ - der Dalai Lama ist müde	125
Rückkehr nach Tibet - noch in diesem Leben?	126



Verena Bünten, geboren 1972 in Aachen. 1998 Magisterexamen in den Fächern Politische Wissenschaften, Geschichte und Theater-, Film- und Fernsehwissenschaft an der Universität zu Köln. Während des Studiums Praktika im Studio Brüssel des Belgischen Rundfunks (BRF), bei der Nachrichtenagentur ADN in Berlin, im ZDF-Landesstudio Düsseldorf, in der WDR-Redaktion „Aktuelle Stunde“, im Bereich Öffentlichkeitsarbeit bei den Vereinten Nationen in Genf sowie bei dpa in New York. Mehrfache Urlaubsvertretung des Paris-Korrespondenten der Rufa-Rundfunknachrichtenagentur. Seit 1992 regelmäßige Mitarbeit als Radiomoderatorin beim Belgischen Rundfunk.

Tibet - was bis heute geschah

Tibet, das mystische Dach der Welt, stand seit dem 16. Jahrhundert unter der feudalen Herrschaft von Klerus und Adel, an deren Spitze der Dalai Lama, lebender Gottkönig, sein Nomadenvolk regierte. Das Leben von sechs Millionen Tibeter wurde stark durch die Religion bestimmt, durch den tibetischen Buddhismus, was den Fortschritt des Landes hemmte. Bevor der reformfreudige 14. Dalai Lama dies ändern konnte, fielen 1949 chinesische Truppen in den abgelegenen Himalayastaat ein und beanspruchten das strategisch wichtige Tibet als Teil des kommunistischen „Mutterlandes“.

Die noch vom Zweiten Weltkrieg geschwächten westlichen Mächte reagierten nicht auf die Besetzung des durch seine Neutralitätspolitik isolierten Landes und akzeptieren Tibet als Teil Chinas. Tenzin Gyatso, der zum Zeitpunkt der Besetzung vierzehnjährige Dalai Lama, versucht neun Jahre lang, mit den Chinesen zu verhandeln. 1959 floh er kurz vor der Bombardierung seiner Residenz nach Indien. Für die tibetische Bevölkerung, die vor dem Palast ihres Gottkönigs als menschliches Schutzschild kampiert hatte, begann nach seiner Flucht eine Serie blutiger Aufstände, bei denen tausende Tibeter ums Leben kamen.

China rühmt sich, die Tibeter vom Joch der Unterdrückung befreit und den Fortschritt gebracht zu haben. Fakt ist, dass die in einem 17-Punkte-Abkommen durch China zugesicherten Autonomie bislang nicht realisiert wurde. Raubbau an Natur und Bodenschätzen sowie aufoktroierte landwirtschaftliche Reformen führten zu massiver Umweltzerstörung und den ersten Hungersnöten in der Geschichte Tibets. Bei der chinesischen Kulturrevolution wurde 90 Prozent des tibetischen kulturellen Erbes zerstört. Menschenrechtsverletzungen halten bis heute an. Der friedliche Widerstand der Tibeter gegen die chinesische Fremdbestimmung ist seit fast 50 Jahren ungebrochen. 1995 brach für die Tibeter einmal mehr die Welt zusammen: Ein sechs-

jähriges Kind verschwand, das als die Wiedergeburt des Panchem Lama, des zweithöchsten tibetischen Geistlichen ermittelt wurde. Stattdessen setzten die Chinesen ihren eigenen Kandidaten anstelle des Verschwundenen ein - ein Kind mit linientreuen kommunistischen Eltern, das von der tibetischen Bevölkerung nicht anerkannt wird. Der Verbleib des echten Panchem Lama ist immer noch ungeklärt. Der Dalai Lama lebt mit 130.000 Tibetern im Exil im indischen Dharamsala und bemüht sich, die 1995 abgebrochenen Verhandlungen mit China wiederaufzunehmen. Der Friedensnobelpreisträger hat seine Forderungen nach tibetischer Unabhängigkeit auf Autonomie abgeschwächt.

Himmel und Hölle ein Stück näher

Auf den 5.000 Meter hohen Pässen des Himalayas ist der Himmel ein Stück näher. Die Sonne hat Chimis Gesicht rotbraunmauvefarben gebrannt, an seinem Hals baumeln schutzbringende Amulettbeutelchen. Unter raspelkurzem schwarzen Haar stecken zwei verdutzt dreinschauende Mandelaugen in einem kleinen runden Jungengesicht. Gyalwa Rinpoche, dem Dalai Lama, sei Dank - der Himalaya hat Chimi Tashi erschöpft, aber gesund wieder freigegeben. Der Achtjährige hat den wahrscheinlich höchsten Fluchtweg der Welt von Tibet nach Nepal gemeistert. Doch Nepal, in dem die Tibeter nur Transitrecht genießen, ist nur Zwischenstation für das ungeduldige Noma denkind aus dem osttibetischen Kham. Chimi Tashi will nach Dharamsala, zum indischen Exilsitz des Dalai Lamas, um Tibets weltlichem und geistlichem Oberhaupt nahe zu sein. Acht Monate ist der kleine Khampa mit seiner Familie von seinem Dorf in die Freiheit gelaufen. Jetzt trennen ihn nur noch vier Tagesreisen mit dem Bus von dem Mann, den sein Volk als einen lebenden Gott verehrt.

Seit der Dalai Lama 1959 nach vergeblichen Vermittlungsversuchen aus dem chinesisch besetzten Tibet nach Indien floh, sind ihm 130.000 Tibeter gefolgt. Zu Beginn der 90er Jahre stieg die Anzahl der Flüchtlinge erneut an. Durchschnittlich 3.000 Tibeter wagen sich jährlich in Plastikturnschuhen auf einen Treck, der für gut ausgerüstete Bergsteiger als Herausforderung gilt. Rund 30 Prozent von ihnen sind Jugendliche und Kinder ab sechs Jahren. Für sie verlangen die Schlepper doppelten Preis: Kinder sind weniger belastbar und müssen irgendwann getragen werden. Bis zu sieben Flüsse und zwölf Pässe sind unterwegs zu überqueren. Lawinengefahr, Grenzkontrollen und lebensbedrohende Minustemperaturen erschweren die Flucht. Wenn die Flüchtlinge nach zwei bis fünf Wochen illegal und manchmal barfuß Nepal erreichen, warten schon die nepalesischen Grenzkontrollen. Gegen kleine Aufmerksamkeiten wie Thermoskannen lieferten die Grenzbeamten in der Vergangenheit Flüchtlinge an ihre chinesischen Kollegen aus. Von Schlägen, Vergewaltigungen und Schutzgelderpressung können viele Neuankömmlinge nach ihrer Begegnung mit den nepalesischen Kontrollen erzählen. „Das sind Einzelfälle“, heißt es von seiten des Flüchtlingswerks der Vereinten Nationen (UNHCR). Die Willkür einzelner Beamter wird als kleines Übel

stillschweigend geduldet. „Das Wesentliche ist, dass die nepalesische Regierung nicht die Grenze zumacht und die Tibeter überhaupt weiter hier durchreisen dürfen“, meint Lucie de Lophen, UNHCR-Beamtin vor Ort.

Auf 5.000 Metern Höhe ist nicht nur der Himmel ein Stück näher - die Hölle auch. Tagas Gang ist noch staksig, die Zehen in seinen Sandalen sind grob gearbeitet und plastikgrau. Das Quietschen seiner Prothesen beim Treppesteigen muss er hassen. Wie viele Flüchtlinge überquerte der 22jährige den Himalaya im Winter, da dann die Flüsse zugefroren und die Grenzkontrollen seltener sind. Vier Tage und Nächte schneite es so heftig, dass Schlafen der Tod gewesen wäre. Fünf seiner 21 Weggefährten haben Nepal nicht erreicht. Taga selbst versuchte, ein 13jähriges Mädchen mitzuschleppen, das die Gruppe zurückgelassen hatte. „Ihre Füße waren wie Eisklumpen und dann kam Blut aus ihrer Nase, den Ohren und den Augen“, erinnert er sich. „Es ist nur noch eine Stunde bis Nepal“, schwindelte der halbverhungerte Taga dem Mädchen vor und fragte: „Was willst Du zuerst essen, wenn wir angekommen sind?“ Die 13jährige konnte keine tibetischen Momos mehr in Nepal essen, sondern ist auf Tagas Rücken erfroren. Er selbst hat irgendwann seine Beine nicht mehr gespürt. Mit schweren Erfrierungen musste er noch 20 Tage bis zur nepalesischen Grenze zurücklegen. Am Ende sei er „gekrochen wie ein Hund“. Als der Arzt ihm mitteilte, beide Beine oberhalb des Knies amputieren zu müssen, bereute Taga, nicht unterwegs gestorben zu sein. Die Aussicht, in einem Land wie Indien ein behinderter Flüchtling zu sein, lässt ihn mit seinem Karma hadern. Wenn er im Flüchtlingslager Neuankömmlingen aus seinem Dorf begegnet, sucht Taga das Weite. So sollen sie ihn, den einst Starken, Schönen, der bei den Mädchen so gut ankam, nicht sehen. Doch meistens ist Taga mit den ungewohnten Prothesen nicht schnell genug. „Jetzt bin ich wieder eine Woche lang traurig“, sagt er nach jedem Wiedersehen mit ungläubig staunenden Bekannten und schwankt zwischen angestrengter Fröhlichkeit und Depressionen.

An 43 ernste Erfrierungsfälle im Winter 1997/98, davon 15 Amputationen, kann sich die Krankenschwester Tsering Lhamo im ersten Auffanglager bei Kathmandu erinnern. „Manche ziehen die Schuhe aus und die Zehen fallen ab – verrottet“, sagt Lhamo und ihr Gesicht verzieht sich in einer Mischung aus Mitgefühl und Ekel. Im Sommer muss sie hauptsächlich Magenblutungen behandeln. Um den Grenzkontrollen auszuweichen, starten die Flüchtlinge nur mit wenig Gepäck und Proviant und essen unterwegs Blätter oder Gras. „Wenn sie hier ankommen, ist der Magen eine einzige offene Wunde“, stöhnt Lhamo. Der Appetit der Ausgehungerten lässt sich trotz guten Zuredens nicht bremsen. Noch zwei Wochen nach seiner Ankunft sagt ein Flüchtling: „Ich esse und esse, aber der Hunger hört nie auf“.

Hinter dem Himalaya liegt die Hoffnung

„Hart durchgreifen“ (Strike Hard) heisst die 1996 ausgerufene Kampagne, mit der die Chinesen das brechen wollen, was ihnen seit 40 Jahren nicht

gelingt: Den tief in Kultur und Religion verwurzelten friedlichen Widerstand der Tibeter. Ende der 80er Jahre entlud sich der Protest der Tibeter erneut in Demonstrationen. Bis heute tauchen immer wieder Wandzeitungen in Lhasa auf. Spontan bilden sich Gruppen, die den Haupttempel Jokhang umkreisen und ihre Verzweiflung trotz drohender Folter rausschreien: „Befreit Tibet. Chinesen, geht zurück nach China. Lang lebe „Seine Heiligkeit“, der Dalai Lama“. Die politische Umerziehungskampagne soll die Proteststufe zum Schweigen bringen und zielt zuerst auf die Klöster als Zentren des Widerstands. Jetzt soll sie auf die restliche Bevölkerung ausgeweitet werden. Mönche und Nonnen müssen in einer Fünf-Punkte-Erklärung dem Dalai Lama abschwören oder das Kloster verlassen. Tausende wurden seit Beginn der Kampagne aus ihren Gompas ausgewiesen und sehen jenseits des Himalayas die einzige Möglichkeit, ihre Religion auszuüben. Sie bilden mit den ehemaligen politischen Gefangenen 60 Prozent der Flüchtlinge, für die das Leben in Tibet unerträglich geworden ist.

Die zweitgrößte Gruppe der Neuankömmlinge ist minderjährig. Rund 90 Prozent der Kinder werden von ihrer Familie allein auf die gefährliche Wanderung geschickt. Eltern muten ihren Kindern solche Gefahren und sich selbst eine jahrelange Trennung zu, weil es im Exil die Hoffnung auf eine tibetische Erziehung und Zukunft gibt, was in Tibet fast unmöglich geworden ist. In Tibet können Kinder bestenfalls mit Unterricht in chinesischer Sprache und hohen Schulgebühren rechnen. Die chinesische Propaganda rühmt sich, die Tibeter vom Joch der Unterdrückung befreit und ihnen den Fortschritt gebracht zu haben. Realität ist, dass Schulen hauptsächlich für Kinder chinesischer Siedler gebaut wurden. Ein Drittel der tibetischen Kinder geht überhaupt nicht zur Schule, von den anderen zwei Dritteln kommt kaum jemand über eine Grundschulbildung hinaus.

Chimi Tashi und seine vier älteren Geschwister haben noch nie eine Schule gesehen, aber gehört, dass es „sowas gibt“. In ihrem 200 Seelen-Dorf im osttibetischen Kham veranstalten die Halbnomaden hin und wieder eine Lotterie mit dem Namen aller Dorfkinder. Anschließend wird in der Gemeinde gesammelt, damit die zwei Ausgelosten in der fernen Stadt zur Schule gehen können. Chimi und seine Sippe gehörten nicht zu den Glücklichen. Dass seine Familie ihre Yaks und Schafe gegen eine ungewisse Zukunft eintauschte, hatte wie bei vielen hauptsächlich wirtschaftliche Gründe. In den wenigen Städten lässt die Arbeitslosigkeit und auf dem Lande die chinesische Besteuerung wenig zum Leben übrig. Steuern für Altersversorgung und Erziehung müssen auch die zahlen, die nie diese Dienste in Anspruch nehmen dürfen. Chimis Eltern konnten die Land-, Menschen-, Tier- und Bewegungssteuer nicht mehr aufbringen, spendeten ihre kleine Herde dem Kloster und machten sich heimlich davon. Für sie gibt es kein zurück mehr. Ihr Land hat nach dem Verschwinden der chinesische Dorfaufseher konfisziert.

In Tibet selbst sehen die Flüchtlinge keine Zukunft, fühlen sich als Menschen zweiter Klasse, die zu Gunsten einer Flut chinesischer Siedler systematisch benachteiligt werden. Ihre Religion und Sprache wird verboten, Zwangssterilisierungen und –abtreibungen sollen sie zu einer unbedeutenden

Gruppe werden lassen. Um der Geburtenkontrolle zu trotzen, musste Chimi Tashis Vater drei seiner fünf Kinder bei der Herde verstecken, sobald chinesische Beamte ins Dorf kamen. Fragt man die Tibeter nach dem Grund für die Flucht, wird zuerst jedoch der Dalai Lama angeführt, dessen Bilder in Tibet verboten sind und dessen Erinnerung dennoch nicht verblasst. Einmal wollen sie „Seine Heiligkeit“ sehen, sagen sie und ihre Augen leuchten dabei, als hätte jemand in ihrem Kopf eine Kerze angezündet.

Die bestorganisierte Flüchtlingsgemeinschaft der Welt – und ihre Neider

Wer Dharamsala erreichen will, geht auf Himmelfahrt. Auf Serpentina schlängelt sich der Bus mit den Flüchtlingen dem abgelegenen Örtchen im Vorgebirge des Himalayas entgegen. Wer aussteigt, ist vielleicht noch auf indischem Terrain, doch nicht mehr in Indien. Die vier Straßen Dharamsalas sind schlammig, aber rot von den Roben tibetischer Mönche. Wie ein Puzzle kleben Hütten und mehrstöckige Häuser kreuz und quer übereinander im Hang. Rituelle Gegenstände, tibetische Klangschalen und heilbringende Türkise werden an teils winzigen Straßenständen angeboten. Besonders auffällig ist die Selbstverständlichkeit, mit der die Frauen das Straßenbild bestimmen: Während die Inderinnen im Norden kaum das Haus verlassen, geben selbstbewusste Tibeterinnen in traditionellen Chupa-Kleidern den westlichen Neuankömmlingen Nachhilfeunterricht im Lächeln.

Nachdem die Briten ihre Sommerfrische in den Bergen verlassen hatten, war Dharamsala nicht mehr als eine verschlafene Sammlung von Häusern am Ende der Welt mit der zweithöchsten Niederschlagsdichte Indiens. Der Standort eignete sich für die indische Regierung, um den verehrungswürdigen, aber brisanten Gast unterzubringen, der die Beziehungen zu China nicht unnötig belasten sollte. Der junge Dalai Lama kam und mit ihm zunächst die Tibeter und dann die Touristen. In einer Zeit, als die Welt noch wenig Sympathien für die Tibeter übrig hatte, halfen sich diese selbst. Für einen Hungerlohn bauten die Flüchtlinge in den 60er Jahren die bis zu 5.600 Meter hohen Passstraßen durch den indischen Himalaya. Dennoch sind sie dankbar für das Entgegenkommen der indischen Regierung, die die ersten Schulen finanzierte und ihnen Land überließ. Im Süden rodeten sie den indischen Dschungel und starben dabei massenhaft im ungewohnten feuchtheißen Klima. Heute leben 30.000 Tibeter in den fruchtbaren Feldern der Siedlung Mundgod von der Landwirtschaft.

Fragt man alte Tibeter, wie sie die ersten zwei Jahrzehnte im Exil gemeistert hätten, sind diese verwundert. Sicher, eine harte Zeit sei das gewesen, aber sie hatten doch ihn, „Seine Heiligkeit“. Der 14. Dalai Lama ist ein innovativer Kopf und moderner Mann wie schon sein Vorgänger – oder besser, wie schon in seinem letzten Leben. Er stellte nicht nur das wirtschaftliche Überleben seiner Gemeinde sicher, sondern leitete im Exil all die Veränderungen ein, für die dem Heranwachsenden in Tibet keine Zeit mehr geblieben war. Fast alle Institutionen vom tibetischen Kulturinstitut bis zur Frauenbewegung gehen auf

eine Idee des heiligen Übertaters zurück. Schockartig beförderte er seine Untertanen vom Mittelalter in die Gegenwart, indem er das feudale politische System durch eine Demokratie ersetzte. Mit Exilregierung, -parlament und -verfassung wartet das tibetische Oberhaupt auf die Erlaubnis, in sein Land zurückzukehren. Keine Regierung der Welt erkennt Tibet als ein eigenständiges Land an, obwohl die internationale Juristenkommission Tibet dem Himalayakönigreich vor der chinesischen Invasion klar den Status eines unabhängigen Staates bescheinigt hat. Seine Politik gestaltet der Dalai Lama im Spagat aus Moderne und jahrtausendealter Mystik. Regelmäßig wird das verbeamtete Nechung-Orakel in Staatsfragen beschwört, durch das die Schutzgottheit Tibets spricht. Sechs Mönche des Nechungklosters, des „unwandelbaren Eilands des melodischen Kluges“, konnten nach dessen Zerstörung ins Exil fliehen und die Orakeltradition lebendig erhalten. Vor allem bei Wiedergeburt weiß das Orakel Rat und soll auch den Fluchtweg des Dalai Lama aus Tibet in Trance aufgezeichnet haben. Fragt man den Dalai Lama, ob er sich im 21. Jahrhundert nicht von dem Orakel zu trennen gedenkt, antwortet er kichernd: „Aber wieso, es hat sich doch noch nie getäuscht.“

Aus eigener Anstrengung schufen die Tibeter die wahrscheinlich bestorganisierte Flüchtlingsgemeinschaft der Welt mit einer gut funktionierenden Exilverwaltung, Schulen, Wohlfahrt und mehr als 20 Siedlungsprojekten in ganz Indien. Dharamsala haben sie in einen pulsierenden Anziehungspunkt für Touristen und Sympathisanten verwandelt, der anderen Erholungsorten in der Region den Rang ablauft. Als sie noch auf dem Dach der Welt wohnten, handelten die Tibeter emsig mit Indien und China. Mit diesem natürlichen Geschäftssinn stechen sie jetzt im Exil die indische Konkurrenz aus. Tibetische Flüchtlingsfrauen, die nicht vielmehr als einen Kochtopf besitzen, setzen sich damit auf die Straße und verkaufen selbstgemachte Teigtaschen, die sogenannten Momos. Soviel Erfolg beschert der tibetischen Gemeinschaft den Sozialneid ihrer indischen Nachbarn. 1991 wurde die nahe tibetische Siedlung Chantra von Indern niedergebrannt. 1994 warf die Bevölkerung des tiefer gelegenen indischen Teils Dharamsalas tausende tibetischer Fensterscheiben ein, verbrannte Autos und plünderte Geschäfte. Die Inder glauben, dass diese Flüchtlinge ihnen den Profit eines Tourismus wegnehmen, den sie ohne die Tibeter nicht hätten. Noch heute ist die Situation gespannt, es kommt zu Schlägereien und Vergewaltigungen. Die tibetische Seite verfolgt zur Zeit einen defensiven Kurs auf dem Pulverfass und lobt beschwichtigend die indische Gastfreundschaft.

Ein Volk - zwei Welten

Von der einst ärmlichen Siedlung im Dauerregen ist nicht mehr viel übrig, als Chimi Tashi im geschäftigen Dharamsala aussteigt. Mit seiner Familie wird er im „Empfangszentrum für Neuankömmlinge“ untergebracht. In einem trüben Schlafsaal steht Bett an Bett mit dem spröden Charme eines Lazarett aus dem Zweiten Weltkrieg. Mehr als 80 Männer, Frauen, Kinder und Babies

müssen hier miteinander auskommen. Chimi und sein Freund Phuba toben durch den trostlosen dunklen Bau, vorbei am Hausaltar, auf dem zwei Kekspakete als Opfergaben liegen. Am vergitterten Fenster trocknet eine einsame Kinderunterhose – die ideale Umgebung, um große Hoffnungen klein werden zu lassen. Doch immer wieder beteuern die Flüchtlinge, wie glücklich sie hier sind. Vorher war alles schlimmer, drei Mahlzeiten am Tag und ein Dach über den Kopf empfinden sie als Luxus.

Wie alle seine Geschwister sieht Chimi, der achtjährige, wegen Unterernährung vier Jahre jünger aus. Zum ersten Mal in seinem Leben sitzt er in einem Restaurant. Scheu und schlückchenweise trinkt er Tee, schaut sich von seinem Plastikthron um und erforscht die auf dem Tisch stehenden Gewürztöpfe. Zwischendurch renkt er sich den Hals nach den anderen Kindern aus. Sieht ihn den keiner, wie er hier ein weißes tibetisches Brot nach dem anderen zu Kügelchen rollt und in den Mund schiebt? Meist schweigt Chimi Tashi Fremden gegenüber, doch jetzt, nach drei Wochen in Indien, sagt die treuherzige kleine Seele ein einziges Wort: „quou“, was soviel wie ‘Schule’ bedeutet. Da will er ganz schnell hin. Dann schweigt Chimi wieder und schaut sich mit seinen großen, immer etwas verdutzt dreinblickenden Augen um. Von Kleiderspenden des US-Kongresses hat er die erste Jeans seines Lebens bekommen. Nachdem er das gekochte Ei entschieden zurückgewiesen hat, wandelt der kleine Khampa davon, um mit seinem Freund Phuba stundenlang zufrieden mit einer Plastiktüte zu spielen, die die beiden an einem Bindfaden hinter sich herziehen. Soviel Zeit zum Spielen hatten die Nomadenkinder noch nie. Das große Warten auf die Audienz bei seiner Heiligkeit beginnt. Danach werden die Kinder auf die Schulen und die Erwachsenen auf unterschiedliche Siedlungen verteilt. Wie dort ein stolzer Nomade ohne Herde, Hindi- oder Englischkenntnisse überleben soll, weiß Chimis Vater auch nicht so recht. „Wir fragen ‘Seine Heiligkeit’, der wird uns sagen, was wir tun sollen“, ist der langhaarige Khampa überzeugt und lässt die Gebetsmühle kreisen. Was er noch nicht weiß, ist, dass es in Indien genug ungelernete Arbeiter gibt. Jährlich machen bis zu 800 Tibeter die beschwerliche Wanderung in umgekehrte Richtung zurück nach Tibet.

„Als wir in den 60er Jahren geflohen sind, waren wir vollkommen auf uns allein gestellt“, klagen die langjährig im Exil lebenden Tibeter mit Blick auf die „Neuen“. Viele empfangen den nicht enden wollenden Flüchtlingsstrom eher mit kühler Gelassenheit als mit warmer Solidarität. Über Jahrzehnte haben sie mit großer Mühe eine Exilstruktur aufgebaut, die von den Neuankömmlingen zunehmend überfordert wird. Immer mehr Leute müssen sich in den Siedlungen das gleiche Land und die gleichen Ressourcen teilen. Die Jugendarbeitslosigkeit in der tibetischen Gemeinde liegt bei beschönigten 20 Prozent. Auch das Misstrauen gegen China verpflichteten Spionen unter den Neuankömmlingen sitzt tief. Im September 1998 wurden zwei Tibeter als Spione enttarnt, die Lagepläne der Residenz „Seiner Heiligkeit“ und Informationen zu den Sicherheitsvorkehrungen gesammelt hatten.

Durch 40 Jahre Trennung und Erfahrungen in unterschiedlichen politischen Systemen hat sich eine Kluft zwischen den im Exil und in Tibet Gebor-

renen aufgetan. Schon optisch sind die Neuankömmlinge aus dem ländlichen Tibet einfach zu erkennen. Wie ihre Frauen haben auch ältere Männer glänzend bunte Wollfäden in ihre langen Zöpfe geflochten und tragen sie mit Würde als Gretchenfrisur auf den Kopf gesteckt. Nur mit einem Ärmel stecken sie in ihren schaffellgefütterten Chupa-Mänteln, die noch für den tibetischen Winter genäht wurden. Die Menschen aus Tibets Städten tragen China-Plastik-Chic und sind trotz aller Mühe liebenswürdig-uncool in ihren Gesten. Ihre Gesichter sind noch monatelang von der brennenden Höhensonne gezeichnet. Rinbow (23) kam vor vier Jahren aus dem Grasland Amdos nach Dharamsala und war wie vor den Kopf gestoßen, nicht mit offenen Armen empfangen zu werden. Gemeinsam mit den Exilanten wollte er „von draußen“ für die Freiheit Tibets kämpfen. Stattdessen fand er Gleichaltrige, die im Exil geboren sind und sich dort ganz gemütlich eingerichtet, das Unvermeidliche ein Stück weit akzeptiert hatten. Seitdem trägt der stolze Nomadensohn den langhaarigen Kopf trotzig hoch, seine Amulettsammlung mit demonstrativer Würde und fühlt sich unerwünscht. Er mag ja als tumber Viehhüter angesehen werden, aber die anderen „könnten doch in Tibet schon gar nicht mehr überleben“. Mit seinen Freunden trifft er sich in den Cafes der Neuankömmlinge, um Geistergeschichten zu erzählen und alte Lieder vom Schneeland zu singen, die die „verweichlichten“ Exilsöhne nicht mehr kennen. Rinbow weiß nicht, wieviel er den im Exil Geborenen voraus hat: Er kennt sein Land und seine Wurzeln. „Trinke nicht, kämpfe nicht und lerne viel“, hat ihm der Dalai Lama bei einer persönlichen Audienz mit auf den Weg gegeben, wohlwissend, dass bei seinen Untertanen manchmal zwei Welten aufeinander donnern.

Religion – wie die Luft zum Atmen

Sechs Uhr in der Frühe. Der Morgen dämmt in der Ferne, auf dem Rundweg um den Tempel ist Hochbetrieb. Viele Tibeter kreisen zwei Stunden täglich im Uhrzeigersinn um Dharamsalas heilige Städte – den Tempel und den Wohnsitz des Dalai Lamas. Gemeißelte Gebetssteine säumen den Weg, Gebetsmühlen drehen sich, Rosenkränze perlen durch die Finger. „Om mani padme hum“ - „Oh Du Kleinod in der Lotusblüte“ heißt das unterschwellige Gemurmel, das auch auf Dharamsalas Straßen immer irgendwo ertönt. „Mitgefühl“ ist eine buddhistische Tugend, die im tibetischen Alltag spürbar dominiert.

„Seine Heiligkeit“ gibt eine öffentliche Unterweisung im Buddhismus. Seit zwei Stunden ist der Strom der Gläubigen kontinuierlich zum Tempel geflossen, durch die Kontrollen des indisch-tibetischen Sicherheitsdienstes hindurch, und wiegt sich jetzt auf dem Boden sitzend im Takt der gesungenen Mantras. Tibetische Mütterchen, denen Alter und der harte Alltag tiefe Furchen durch das Gesicht gegraben haben, bekommen weiche Züge und vor Tränen glitzernde Augen. Viele junge Tibeter tragen zu Jeans und Sonnenbrille ihre traditionelle Chupa und sitzen am Fuß von zwei Götterstatuen, die mit dem Gesicht nach Tibet blicken.

Chimis ganzer Clan hockt geduldig wartend im Tempelvorhof auf dem Boden. „Seine Heiligkeit“ muss hier vorbeikommen, wenn er von seiner Residenz zur Unterweisung schreitet. Acht Monate sind sie gelaufen, haben alles zurückgelassen, nur für diesen Augenblick. Chimi Tashi knüllt eine Kata und wickelt sie sich vor lauter Aufregung selbst um den Hals. Dabei soll er den weißen Seidenschal doch als höfliche Geste „Seiner Heiligkeit“ überreichen, falls er in seine Nähe kommt. Ama und Apa, Chimis Eltern, drehen unentwegt ihre Gebetsmühlen. Seine zehnjährigen und zwölfjährigen Schwestern verrichten drei rituelle Niederwerfungen. Zuerst führen sie die gefalteten Hände zum Scheitel, dann zur Brust und legen sich platt auf den Boden, mit dem Gesicht in den Staub. Ein ergriffenes Raunen geht durch die Menge, Tränen schießen in die Augen. Ein Mönch im rot-erdottergelben Gewand geht demütig gebückt und freundlich lächelnd durch die kniende Menge. Seine kleine und schlichte Gestalt würde nicht weiter auffallen in dem Gefolge aus weihrauchschwenkenden Mönchen und Sicherheitsbeamten in Zivil. Aber dieser eine strahlt mit einer Güte und Freundlichkeit, dass man den Blick nicht mehr von ihm abwenden kann: Der Dalai Lama ist ein bescheidener Mönch und ein Gott zum Anfassen zugleich. Vereinzelt geht er auf die schüchternen Gläubigen zu und nimmt ihre Hände. Ein so gesegneter bärtiger Europäer bricht in hemmungsloses Schluchzen aus und kann sich noch zehn Minuten später nicht beruhigen. Die Tibeter dagegen wagen kaum aufzublicken, sind still und wie versteinert mit ungläubig staunendem Gesicht, als könnten sie die plötzliche Gegenwart ihres lebenden Gottes nicht fassen. Als „Seine Heiligkeit“ verschwindet, drehen sich ihm die knieenden Körper langsam nach wie ein Feld von Sonnenblumen.

Religion ist für die Tibeter so selbstverständlich und lebensnotwendig wie die Luft zum Atmen. Nach der alles zerstörenden Kulturrevolution waren in Tibet von 6.000 buddhistischen Klöstern genau 13 übrig. Inzwischen werden einige den Touristen zuliebe wieder aufgebaut. Trotz politischer Umerziehung, Anti-Dalai Lama-Kampagnen und das Verbot seiner Portraits überlebte der tiefe Glaube der Tibeter im Geheimen, so wie die Dalai Lama-Fotos in den Schubladen.

Mehr als 160 tibetische Klöster gibt es inzwischen in Indien, Nepal und Bhutan. Jeder zehnte der Exiltibeter ist Mönch. Viele der von Tibet kommenden Mönche und Nonnen haben eine Schauergeschichte von den Gefängnissen Drapchi und Gutsa zu erzählen. In ihren kahlgeschorenen Köpfen stecken besonders revolutionäre Gedanken, da sie keine Familie haben und nur ihr eigenes Leben riskieren. Die Protestierenden sind immer friedlich und alle kennen die Konsequenzen: Wer den Mund aufmacht, muss mit Gefängnis, Folter und vielleicht mit dem Tod, nicht aber mit mildernden Umständen rechnen. Migmar war 14 Jahre alt, als er als politischer Gefangener verhaftet wurde. Genau sechs Minuten lang hatte der junge Mönch mit Freunden Parolen wie „Tibet gehört den Tibetern“ gerufen. Nach einem Verhör mit Elektroschockeinsatz verbrachte der Teenager drei Jahre lang im Arbeitslager. Nein, er habe im Gefängnis keine Minute bereut, demonstriert zu haben, sagt der inzwischen 18jährige und seine Augen lassen keinen Zweifel daran. Wie die

meisten politischen Gefangenen entschloss sich Migmar zur Flucht, weil ihm die chinesischen Autoritäten die Rückkehr ins Kloster verweigerten. Jetzt darf er Buddhismus in dem Exilzweig seines Klosters im indischen Dehra Dum studieren.

Das Studieren soll auch den Nonnen vom Dolmaling-Kloster beim Vergessen helfen. Eine halbe Stunde von Dharamsala entfernt, bemühen sich 126 vor allem junge Frauen um buddhistische Bildung. Im alten Tibet waren Nonnen nicht viel wert, auch wenn tibetische Frauen außerhalb des religiösen Bereiches als die Unabhängigsten Asiens galten. Die Nonnen rezitierten Gebete, während religiöse Studien den höher angesehenen Mönchen vorbehalten waren. Heute noch gibt es zehnmal mehr Männer als Frauen in roter Klosterrobe. Doch in der Freiheitsbewegung stellen die unerschrockenen Nonnen die Mönche in den Schatten. Jede dritte Demonstration zwischen 1987 und 1992 wurde von Nonnen angezettelt. Für die mutigen Frauen droht darauf eine Bandbreite an Folter, bei der Bluthunde auf sie gehetzt werden oder es zu Vergewaltigungen mit elektrischen Viehtreiber-Stöcken kommt. „In chinesischen Gefängnissen wird nicht gefoltert“, verkünden Abgeordnete Chinas bei den Vereinten Nationen. Nawang (25) kann aber von den Blutkonserven erzählen, die ihr als politische Gefangene immer wieder abgezapft wurden. Als sie völlig entkräftet war, durften ihre Eltern sie nach Hause holen, damit sie nicht im Gefängnis stirbt. Nawangs Körper schaffte es bis ins Exil, hat sich aber bis heute nicht erholt. Für Yandon (26) waren die Elektroschocks und Schläge im Gefängnis nicht das Schlimmste. Dass sie aber religiöse Schriften vor dem Wärter unter der Klobrille verstecken musste, lässt sie heute noch verzweifelt die Hände vor's Gesicht schlagen. Beide haben diese eigentümlich tiefgründige Ruhe, diese ernste Gelassenheit, an der sich die Folteropfer unter den Tibetern erkennen lassen. Noch in Drapchi, Tibets Gefängnis Nummer eins, dichteten die Nonnen das sogenannte Drapchi-Lied: „Eines Tages wird die Sonne wieder durch die dunklen Wolken brechen“. Wenn sie dieses Lied singen, denken sie an ihre Mitstreiterinnen, die noch in Tibet unter Folter leiden und sind bedrückt. Im Dolmaling-Kloster studieren sie auf besonderen Wunsch des Dalai Lama. Aus ihnen sollen in einigen Jahren die ersten weiblichen Geshes hervorgehen, Nonnen mit buddhistischem Doktorgrad, die der jahrhundertelangen Benachteiligung ein Ende setzen sollen. Die Zeiten ändern sich – und der Dalai Lama kokettiert schon damit, das nächste Mal vielleicht als Frau wiedergeboren zu werden.

Leidensfähigkeit – eine tibetische Tugend

Wer in Dharamsala Bagdro trifft, der hält Leidensfähigkeit fortan für eine tibetische Tugend. Immer wieder öffnet der 26jährige Mönch seine psychologischen Wunden und erzählt seine Geschichte. „Ist der Dalai Lama denn ein menschliches Wesen“ fragte Bagdro im Alter von 17 Jahren, als nach Tibet gekommene Touristen ihm das erste Dalai Lama-Foto seines Lebens zeigten. Neben dem Foto überließen sie ihm die verbotene Autobiographie des tibe-

tischen Oberhauptes und veränderten Bagdros Leben. Bagdro entdeckte die Wahrheit über sein Land, die seine Eltern ihm nie zu erzählen gewagt hatten. Plötzlich wollte er mehr sein als ein „Schwein, das nur isst und schläft“ und wurde Anführer einer Protestkundgebung in Lhasa, der sich 1988 einige tausend Tibeter anschlossen. Ein chinesischer Polizist stürzte dabei zu Tode und Bagdro wurde als einer der sieben Hauptverdächtigen verhaftet. Die Polizisten zerrten ihm die Handfesseln so eng, dass die Gefäße in seinen Händen platzten und das Blut ihm von den Fingerspitzen tropfte. In drei Jahren Gefängnis und Folter wurde aus dem Held ein Opfer, das nach seiner Mutter schrie. Nach seiner Entlassung erreichte Bagdro 1992 Nepal. „Jetzt ist Tibet endlich frei“, täuschte sich der vor Erschöpfung wirre Mönch, als er die tibetische Flagge auf dem Dach des Auffangzentrums wehen sah. Der Dalai Lama nahm das weinende Gesicht des Flüchtlings bei einer Privataudienz in beide Hände und sagte: „Bagdro, irgendwann werden wir beide nach Tibet zurückgehen“. „Kein Hass, Bagdro, Mitgefühl“ hat das tibetische Oberhaupt ihn gemahnt und seitdem übt er das Übermenschliche, Mitgefühl mit den Folterten zu haben. Lange Zeit hatte er noch Alpträume: „Die Chinesen schneiden meine Hand ab, hacken mein Bein ab, öffnen meinen Magen.“ Seine Hände zittern noch immer, aber ihm tut all die Bewunderung gut, die er bei seinen Vortragsreisen bekommt. In seiner Mönchszelle hängen gerahmte Fotos, die ihn mit Richard Gere und Danielle Mitterrand zeigen. Aus dem Opfer ist wieder der Held geworden.

„Der menschliche Körper kann sich von unermesslichen Schmerzen erholen, aber sobald die Willenskraft gebrochen ist, gibt es keine Rettung mehr. Deshalb erlaubten wir uns nicht, den Mut zu verlieren“, sagt Palden Gyatso (64) nach 33 Jahren in Haft. Der Mönch antwortete seinen Aufsehern auf die Frage nach seinen weiteren Plänen mit einem Zitat aus Maos rotem Buch: „Wo immer Unterdrückung ist, wird es Widerstand geben“.

Bagdro, Palden, Nawang, Taga und die Nomadenfamilie – sie alle tragen ihr Elend mit Würde. Eine seltene Heiterkeit der Seele und Güte des Herzens verblüffen und machen die Tibeter in ihrer denkbar schwierigen Lage einmalig. Ihre starke Leidensfähigkeit lässt sich durch ihren geographischen und religiösen Ursprung erklären. Das jahrtausendelange Überleben auf dem menschenfeindlichen Plateau hat die Menschen dort bescheiden und zäh gemacht. Auf dem Dach der Welt waren die Tibeter lange Zeit ungestört und pflegten diese Isolation in ihrem für Reisende verbotenen Land. Zwar gab es Kontakte zwischen den tibetischen und chinesischen Regenten. Die Bevölkerung war jedoch rund 1.000 Jahre frei von jeglicher äußerer Beeinflussung und konnte in ihrer Kultur feste Wurzeln fassen. Als die rote Armee 1949 einmarschierte, sahen die meisten Tibeter zum ersten Mal in ihrem Leben Chinesen. Der entscheidende Faktor für die eigentümliche Stärke der Tibeter ist aber ihre Religion. Der tibetische Buddhismus erhebt die Unbeständigkeit zum Gesetz. Was lebt, stirbt, was aufgebaut wird, geht sicher zugrunde. Es gibt kein dauerhaftes Glück und die einzige Sicherheit ist der Tod. Im Kreislauf aus Tod und Wiedergeburt ist das jetzige Leben nicht so wichtig, es sei denn, um mit moralischem Handeln die nächste Wiedergeburt positiv zu beeinflussen. „Gestern

ist Vergangenheit, morgen kommt von selbst, also mache das Beste aus dem heute“, erklärt Jetsun Pema, jüngere Schwester des Dalai Lama, die tibetische Philosophie und meint: „Ihr stellt Euch so viele Fragen im Westen, das verwirrt.“ Trifft einen Tibeter ein Schicksalsschlag, so glaubt er an dessen logischen Ursprung im vorigen Leben. Die Bürde wird angenommen und geduldig getragen, statt mit dem Schicksal zu hadern. Manchmal scherzen die Tibeter: Unsere Vorfahren müssen sich in den letzten Leben sehr danebenbenommen haben, dass es Tibet heute so schlecht geht.

Die junge Generation - „zukünftige Saat Tibets“

Chimi hat es sich anders überlegt. Nein, er will lieber doch nicht zur Schule gehen, wenn er seine Geschwister und Eltern nicht mitnehmen darf. Dabei hat Chimi Glück. Er ist mit zwei seiner Schwestern für das tibetische Kinderdorf, Tibetan Children's Village (TCV), in Dharamsala registriert. 11.000 Kinder gehen in Internats- oder Tagesschulen der Kinderdorfgruppe, die von den Tibetern selbst gegründet und erst später SOS Kinderdorf International Wien angeschlossen wurden. Sie gelten als Schulen erster Wahl und als bessere Alternative zu den von der indischen Regierung finanzierten Central Tibetan Schools (CTA). Insgesamt gehen 92 Prozent der Exilkinder zur Schule, 84 Prozent bekommen eine tibetische Schulbildung, gegebenenfalls sogar die Möglichkeit zum tibetischen Studium. Der Reichtum der Exilgemeinschaft ist eine gebildete jüngere Generation, die der Dalai Lama als die „zukünftige Saat Tibets“ bezeichnet und immer wieder zum Lernen anspornt. Schule ist ein Wort, das üblicherweise die Augen der Flüchtlingskinder zum Glänzen bringt. Chimis Augen glänzen bislang nur von Tränen. Dass den Kindern Tibetisch-, Hindi- und Englischunterricht auf höchstem Niveau geboten wird, ist ihm wegen der drei unterschiedlichen Schriften ein Grauen. Und auch der pädagogische Wert der Montessori-Methode, die gemäß des tibetischen Buddhismus jedem Kind Respekt einräumt, bleibt dem Khampakind noch verschlossen. „Denke, bevor Du handelst“, „Die wahre Schönheit liegt in der Schlichtheit“ und „Hebe Müll auf“, ermahnen allgegenwärtige Schilder in der Dorfanlage den Nomadensohn. Die Klassenräume sind mit Buntstiftzeichnungen tapeziert, auf den Fensterbänken blühen Blumen in Konservendosen. Die mit viel Liebe gestaltete Kinderwelt des TCV hat einen Knackpunkt für Chimi Tashi: Anstatt bei seinen Eltern wohnt er jetzt in einer Kinderdorffamilie, die von tibetischen Heimeltern geleitet wird. Die Zahl der Zahnbürsten in dem idyllischen kleinen Häuschen mit Gemüsegarten versetzt den Besucher in ungläubiges Staunen. Ein riesiger Haufen Kinderschuhe aller Größen stapelt sich vor dem Eingang. Durch den Flüchtlingsstrom hoffnungslos überfordert, muss sich ein Elternpaar um 40 bis 50 Kinder kümmern. Essen gibt es aus großen Bottichen, das Abendgebet dröhnt donnernd in dieser Großfamilie. „Eigentlich müssten wir jedes Jahr eine neue Schule eröffnen“, seufzt Jetsun Pema, seit ihrem 23. Lebensjahr TCV-Direktorin. Die warmherzige Frau hat mehr als drei Jahrzehnte Energie in den Aufbau der vorbildlichen

TCV-Organisation gesteckt und gilt als „Amala“, als Mutter Tibets. „Natürlich brauchen die Kinder mehr Aufmerksamkeit als wir ihnen geben können“, bedauert Pema-la, wie sie respektvoll genannt wird, und tröstet sich damit, dass die Kinder untereinander starke Beziehungen und Verantwortlichkeiten entwickeln. Die Direktorin führt neuerdings Schulungen in Kinderpsychologie für die gestressten Heimmütter ein. Anfangs ziehen sie sich zurück, stehen nachts oft auf, sagt Chimis Heimmutter Gamo (46) über die kleinen Neuankömmlinge. Anhaltende Verhaltensauffälligkeiten hat die gütige Dame bei keinem der rund 200 Schützlinge in ihrer Laufbahn beobachtet. Chimi sieht aus wie bei seinem eigenen Begräbnis. Die anderen Kinder verstehen seinen Dialekt nicht, er könnte auch wie ein Yak grunzen. Ein Jahr wird es wohl dauern, bis der kleine Khampa die zentraltibetische Sprache gelernt hat. Schlimmer hat es Phuba (7), seinen Freund aus dem Flüchtlingslager getroffen. Der wilde Nomadenspross war von dem neuen geregelten Umfeld so schockiert, dass er vier Tage kein Wort mehr sprach und sich wie „Häschen in der Grube“ zusammenkauerte. Von einem Tag auf den anderen wurde aus dem umsorgten Einzelkind die Nummer 46 in der Heimfamilie, die vor allem eins vermisste: Seine Mutter hatte den siebenjährigen Phuba noch regelmäßig gestillt.

Bei Fällen, in denen westliche Kinderpsychologen Amok laufen würden, kennt die Welt tibetischer Flüchtlinge andere Dringlichkeiten. Welche andere Flüchtlingsgemeinschaft kann Kindern schon Möglichkeiten einräumen, die ihnen ihre eigenen Eltern im Überlebenskampf nie geben könnten? Kinderseelen vom Dach der Welt sind belastbarer als andere. Tatsächlich, zwei Wochen später ist Chimi Tashi auf beruhigende Weise wieder ganz das alte Schlitzohr, das damals im Auffangzentrum durch die Gänge flitzte. Sein Vater hat Arbeit als Teekoher beim Kloster gefunden und muss vorerst doch nicht zurück nach Tibet. Und sonntags ist für Chimi und Phuba Besuchstag

„Shangrila“ liegt nicht in Indien

Einst zur Jahrhundertwende glaubten die Forscher an ein verheißungsvolles Wunderland im Himalaya, wo Gold aus dem Boden wächst und die Menschen glücklich und zufrieden leben. „Shangrila“ nannten sie das mystische wunderbare Land und vermuteten es im unentdeckten Tibet. Gefunden haben sie es nie. Eins ist sicher: „Shangrila“, das gelobte Land, liegt nicht in Indien. Zwischen pitschnassen Teefeldern im Monsum taucht eine Wellblechhütten-siedlung auf. Die „Tibetan Transit School“ wurde für junge Erwachsene aus dem Boden gestampft, die das Schneeland in wachsender Anzahl und mit großen Erwartungen verlassen. Menschen von 18 bis 30, die fast alle in ihrem Leben noch nie eine Schule gesehen haben, lernen hier drei Jahre Tibetisch und Englisch. 70 Prozent der Wissbegierigen sind Analphabeten. In den kargen Baracken müssen sie ihre Hoffnung und Motivation zum Lernen am Leben halten wie ein sensibles kleines Pflänzchen. 130 erwachsene Schüler sitzen auf dem mit Bastmatten bedeckten Boden und sprechen einer resolu-

ten Lehrerin Sätze wie „Dorjee is our school captain“ nach. In der Mädchenbaracke IV stehen auf allerengstem Raum Etagenbetten für 60 junge Frauen, die in ihrer grünen Schuluniform wie Teenager aussehen. Das Lernen fällt ihnen schwer. Manche müssen zunächst eine ganz andere Lektion lernen: das Leben in einer Gesellschaft mit festen Regeln. Gerade die Jugendlichen aus Tibets Städten gehören zu den Problemfällen. Aufgewachsen als die Getretenen in einer Umgebung voll Misstrauen sind manche gewohnt, sich alles erkämpfen zu müssen. Im Exil stehen sie nun vor der neuen Freiheit, mit der sie nicht umgehen können und müssen lernen, sich anzupassen. „Unser bester Psychiater ist ‘Seine Heiligkeit‘“, sagt ein Lehrer der Transit School: „Nach der ersten Audienz fällt viel Druck von den Jugendlichen ab“. In der Schule im nahegelegenen Bir setzte die Leitung auf Sport, um die Aggressionen abzubauen. Täglich mussten dort die Bälle ersetzt werden, an denen die Jugendlichen mit aller Wucht ihre Frustrationen ausließen.

Nach Tibet zurückkehren wollen sie alle, allein schon weil hier das Wetter so feucht und heiß ist und das Tsampa, das geröstete Getreidemehl, in Indien so schlecht. Tibeter lieben die Kälte. Die Nomaden aus Amdo erzählen, dass in Tibet mehr Leute im ungesund warmen Sommer sterben als im Winter. Nein, in ihrem Dorf könne sie Tibetisch und Englisch nicht brauchen, in der ländlichen Einsamkeit Khams sei solche Bildung vollkommen unnütz“, meint Jimzo (25), eine junge tibetische Mutter. Andere hoffen, durch den aufkommenden Tourismus in Tibet mit Englischkenntnissen eine bessere Zukunftsperspektive zu haben. Doch 99 Prozent der jungen Erwachsenen brechen die Schule noch vor der Dreijahresfrist ab. Das Heimweh ist zu groß, und die Wellblechhütten zu trostlos, um es vergessen zu lassen.

Im „Shangrila“ riecht es nach Buttertee. Fettaguen schwimmen auf dem ranzigen Gebräu, das Lobsang in vollen Tassen an acht Tischen vorbei balanciert. Lobsang ist der Managermönch hier und „Shangrila“ heißt in diesem Fall ein Restaurant im Besitz seines Klosters. Von seinem Platz aus hat der Managermönch den kleinen Raum mit den verblichenen Wandmalereien im Blick und nimmt gelassen Klagen über die leiernden chinesischen Popsongs entgegen. Es ist später Morgen in Dharamsala und Lobsang hat die Ruhe eines lächelnden Buddhas. Am Tisch in der Ecke starren drei gelangweilte Gestalten in ihre Tassen. Rinbow, Pema und Chodak, alle Mitte 20, sind langhaarige stolze Nomadensöhne und harte Kerle. „Einem richtigen Nomaden friert jeden Winter draußen bei der Herde ein Stück Ohr ab“, sagt Pema lässig und zeigt auf seine ganz gesund aussehenden Horcher. Lachend erzählen sie, wie man seine Stiefel mit Yakmist gegen den tibetischen Winter isoliert oder sein Pferd im vollen Lauf anpflockt. Von den Frauen mittleren Alters mit dem bitteren Zug um den Mund erzählen die jungen Nomaden nicht. Diese Frauen kommen im Namen des Buddhismus nach Dharamsala, finanzieren den Jungen die Ausbildung und wollen ihre „Mutter im Exil“ sein. Irgendwann sind die selbstlosen Sponsoren dann nicht mehr so selbstlos und fordern sexuell ein Recht ein, das mit Mütterlichkeit nichts mehr zu tun hat. Auf diese Art von Mutterliebe sind die naiven und unverbrauchten Jungs aus den Ebenen Amdos nicht vorbereitet. Dieses Thema ist tabu im „Shangrila“, stattdessen sagt

Rinbow aufgeräumt: „Du kannst Dir gar nicht vorstellen, wie weit die Ebene bei uns ist“, und demonstriert die Größe Amdos, seines Graslands mit ausgestreckten Armen. Doch den kühnen Yakhütern fehlt die Herde. Vor vier Jahren sind sie ins indische Exil geflohen. Verlorene Jahre seien das gewesen, in diesem schlammigen heißen Nest. Dabei wollten sie doch vom Exil aus Tibet befreien. Nach vier Jahren ist das Schneeland immer noch unter chinesischer Herrschaft und das Heimweh wird unerträglich. Wen sie länger kennen, dem gestehen sie bitter, so wenige Jahre im Exil hätten sie so schnell altern lassen. Wem sie vertrauen, dem lesen sie das Gedicht vor, dass sie für ihre Mutter geschrieben haben. Und irgendwann sagt Rinbow leise, dass sein Kopfkissen heute morgen wieder nass war. Dann weiß er, er hat von zu Hause geträumt in der letzten Nacht. Nie, nie kann Dharamsala ein zu Hause werden.

Im „Shangrila“ paart sich Heimweh mit Hoffnung. Die drei Freunde haben einen Computerkurs absolviert und Erfahrungen in Buchhaltung gesammelt, da sie doch das Hotel und die Schule und das Kloster mit Bibliothek in ihrer Heimat bauen wollen - wenn... ja, wenn Tibet wieder frei ist. „Was meinst du, wie lange wird das wohl dauern?“, fragt Rinbow jeden Ausländer, den er trifft. Zehn Jahre? 15 Jahre? „So lange? Also ich glaube, in zwei bis drei Jahren gehen wir zurück“. Das glauben die meisten hier. Gemeinsam mit dem Dalai Lama nach Tibet zurückzukehren, darum kreist jeder zweite Gedanke, dafür werden Pläne geschmiedet. Bis es soweit ist, gibt es für manche Glückliche einen westlichen Sponsor und für alle rumhängen und warten. „Wenn in den nächsten zehn Jahren nichts passiert, macht es keinen Sinn mehr, zurückzukehren, dann ist nichts mehr von Tibet übrig“, meint Pema grimmig.

Nicht alle wollen so dringend wieder zurück in harsche tibetische Winter, eine menschenfeindliche Natur und ein karges, wenn auch grandioses Land. Für viele im Exil Geborene trägt das Wunderland „Shangrila“ jetzt einen anderen Namen: Amerika. Im Jahre 1991 empfing die amerikanische Regierung ein Kontingent von 1.000 Tibetern. Mit Green Cards und Unterstützung reichlich ausgestattet, sollte den US-Tibetern eine Art Hilfe zur wirtschaftlichen Selbsthilfe ihrer Gemeinde in Indien ermöglichen. Die US-Tibeter kamen mit dem Taxi statt dem Bus nach Dharamsala zurück, tranken – oh Wunder – nur noch Mineralwasser und nährten den amerikanischen Traum unter den Daheimgebliebenen. Inzwischen geht der Einwanderungswahn in die USA so weit, dass sich schon mehrere Tibeter als Mönch verkleidet haben, um einfacher an ein Besuchervisum zu gelangen und dann illegal unterzutauchen. Die 18 jährlich vom US-Kongress vergebenen „Fullbright-Stipendien“ zum Teilstudium in den USA gelten als Hauptgewinn. Gerade für die jungen Tibeter, die ihr eigenes Land nur von Hörensagen kennen, ist die Versuchung groß. Mit dem Geld, das ein einzelner im gelobten Land USA verdient, kann im Exil eine Familie versorgt werden. Manche der Jugendlichen sind frustriert, da ihr Engagement für die tibetische Sache scheinbar nicht geschätzt wird. Bei der Exilregierung lässt sich keine Anstellung finden und alle radikaleren Pläne für ein freies Tibet stoppt „Seine Heiligkeit“ mit der Bitte um Zurückhaltung: Man wolle doch gewaltfrei agieren und die indische Gastfreundschaft nicht verletzen. Manche setzen inzwischen lieber auf ihre

eigene Zukunft als auf die Rückkehr in ein Land zu warten, das sie nie gesehen haben. Zugeben würde dies so schnell niemand. „Natürlich gehen wir zurück ...“, ist die Paradeantwort, „irgendwann“. Die Ehrlichen fragen sich: „Gehen wir wirklich zurück?“

Tibetan Youth Congress – die alterslosen jungen Wilden

Die Geschichte von den angeblich so friedliebenden Tibetern haben sie endgültig satt: Die Mitglieder der Jugendorganisation „Tibetan Youth Congress“ (TYC) sind sehr, sehr wütend. „Wenn Du leise sprichst, hört Dir keiner zu, Du musst schon kräftig auf den Tisch hauen“, sagt Generalsekretär Lhandup (39) entschlossen. In der Exilgemeinde brodelt es, wenn die alterslosen jungen Wilden zusammenkommen und im TYC ein Ventil finden. Der älteste Mitstreiter ist 90 und immer noch nicht müde. Lediglich jung im Geiste und radikal genug müssen die 15.000 Mitglieder der größten tibetischen Organisation sein. Und sie müssen Grundsatz IV unterschreiben: Sie müssen notfalls bereit sein, für ein freies Tibet ihr Leben zu lassen.

Seit 1987 die Proteste in Tibet erneut blutig niedergeschlagen wurden, versichern die jungen Wilden in ihrem Programm Gewaltbereitschaft. In Tibet selbst warten angeblich ihre Kontaktpersonen im Untergrund nur auf ein Kommando, um loszuschlagen. Aus Rücksicht auf den Fünf-Punkte-Friedensplan des Dalai Lamas hätten sie sich bislang zurückgehalten, so der Generalsekretär. Die Ungeduld der neuen Generation drapiert Sorgenfalten auf die Stirn des Dalai Lama. „Sehr gesund“ findet der nimmermüde Optimist zwar die Kritik der Jugendlichen, sei das doch ein Zeichen der von ihm eingeführten Demokratie. Bei der Gewalt hat die Toleranz jedoch ein Ende. An 40 Jahren kompromisslosem Gewaltverzicht wird auch in Zukunft nicht gerüttelt, zumindest nicht mit ihm. Dann müssen sich seine Untertanen eben einen anderen Gottkönig suchen.

Ihr tibetisches Oberhaupt und dessen Führungsrolle wollen die Verantwortlichen vom TYC nicht angezweifelt wissen, lediglich ein bisschen Ungehorsam soll gestattet sein. Eine Art Arbeitsteilung mit „Seiner Heiligkeit“ schwebt ihnen vor. Der Dalai Lama spielt weiterhin die Rolle des zeitlos weisen und weltweit geschätzten Pazifisten, sie übernehmen die der bösen Buben. Gewalt sei nötig, damit die Chinesen die Gewaltlosigkeit nach 40 Jahren wieder schätzen lernen. Aber drohen die Tibeter nicht dadurch ihre Einzigartigkeit in der Welt zu verlieren? „Wir brauchen Unterstützung, nicht bloß Sympathie“, sagt Lhandup grollend. Wie den Schlachterhund wollen sie die Chinesen provozieren. Wenn diese dann die explodierenden Aufstände wie gewohnt brutal niederknüppeln würden, könne die internationale Gemeinschaft nicht länger wegsehen und wäre zu Taten gezwungen, so die TYC-Theorie. Dass die internationalen Mächte in der Vergangenheit genügend Gelegenheit hatten, Menschenrechtsverletzungen in Tibet zuzusehen und doch nicht ihre Wirtschaftsbeziehungen zu China aufs Spiel setzen, will keiner hören. Die TYC-Streiter aller Altersklassen scheint nicht

nur ihre jugendliche Radikalität, sondern auch eine Portion jugendlicher Naivität zu verbinden.

Beim Blick über den Himalaya haben die Jugendlichen allerdings allen Grund, sehr, sehr verzweifelt zu sein. Der Raubbau an der tibetischen Natur und das Abladen nuklearen Mülls hat das Land für alle Zeiten verändert. Durch die aggressive Ansiedelung von Han-Chinesen sind die Tibeter inzwischen Minderheit im eigenen Land. Sechs Millionen leben noch auf dem Dach der Welt, zusammen mit acht Millionen Chinesen. Mischehen werden gefördert, tibetische Familien aber mit Zwangssterilisierungen, Abtreibungen und der Ein-Kind-Politik dezimiert. Die tibetische Sprache, Religion und Kultur wird unterdrückt oder verboten. Zu Recht fragen sich die jungen Exiltibeter, was in zehn Jahren noch von ihrer Rasse übrig sein wird. „Time is running out“ – so lautet das stärkste Argument der Radikalen – „die Zeit drängt“. Der Dalai Lama reagierte mit Kompromissbereitschaft auf diese überaus ernste Bedrohung der tibetischen Kultur. Er hat seine Forderungen nach der Unabhängigkeit Tibets auf Autonomie heruntergeschraubt. Aus dem Ruf „Free Tibet“ ist „Save Tibet“ geworden. Um den TYC gruppieren sich die Anhänger einer genau entgegengesetzten Strategie. Nie, nie werden sie die chinesische Flagge über ihrem Schneeland akzeptieren, wo doch Unabhängigkeit ihr legitimes Recht sei. Wer garantiert in einem autonomen Tibet, dass die Chinesen ihr Wort halten, das sie vorher oft genug gebrochen hätten? Der TYC hält am alten Ziel fest und greift zu Formen der Gewalt, die sich vorerst nur gegen sich selbst richten. Im Februar 1998 rief der TYC in Delhi einen Hungerstreik „bis zum Tod“ aus. Sechs Tibeter hungerten zwei Monate bei Wasser und Limonensaft stellvertretend für die sechs Millionen Menschen in ihrer Heimat. Sie wollten die Vereinten Nationen dazu bewegen, Beobachter nach Tibet zu senden. Sollte es Hungertote geben, standen mehr als 60 Personen auf der Warteliste, um deren Platz einzunehmen. Aus Verzweiflung, dass die indische Polizei den Streik gewaltsam stoppte, verbrannte sich Thupten Ngodup, ein Kandidat von der Warteliste, selbst. Der Sechzigjährige war aktives TYC-Mitglied gewesen und gilt heute als Märtyrer. Sein Opfer habe große Aufmerksamkeit erregt, glaubt Generalsekretär Lhandup. Polen, Dänemark und Costa Rica hätten in Beileidsbriefen versprochen, bei den Vereinten Nationen das Tibetthema wieder anzusprechen.

Die Frustration der jungen Tibeter will der Dalai Lama nachvollziehen können, doch die richtigen Worte dazu findet er nicht. Bei der Richtlinienkonferenz des TYC im September 1998 ließ er keinen Satz der Ermutung hören. Stattdessen forderte er die politisierte Jugend auf, sich um die Umweltproblematik und den Müll in Dharamsala zu kümmern. Eine Beleidigung sei das gewesen, ereifert sich Professor Dawa Norbu, einer der führenden tibetischen Intellektuellen, noch Wochen später. Ein hilfloser Dalai Lama sieht sich einer Gruppe gegenüber, die seine Autorität nie offen kritisieren würde, sich aber zunehmend unverstanden fühlt.

Die Allgegenwart „Seiner Heiligkeit“ - Kundun ist müde

Dalai Lama nennen ihn eigentlich nur die Westler, hat er doch so viele andere Namen: Buddha des Mitgefühls, Gyalwa Rinpoche, Ozean der Weisheit, Kundun, Schutzherr über das Land des Schnees, Innehalter des weißen Lotus. Die chinesische Führung hat die nicht enden wollende Liste an Titeln um einen weiteren bereichert. Sie nennen ihn „Schlangenkopf“ als Ausdruck höchster Verachtung. „Seine Heiligkeit“ ist allgegenwärtig in Dharamsala. Er sieht lächelnd auf die Opfergaben auf dem Hausaltar, hängt im kleinsten Café auf dem Ehrenplatz, steckt vor allem aber in den Herzen der Menschen. Kinder erzählen mit großen Augen und fester Überzeugung, er sei ihnen wichtiger als ihre Eltern. Wenn er mit dem Wagen zum Flughafen fährt, stehen seine Untertanen am Wegesrand mit gefalteten Händen in eigentümlich gesammelter Stille. Dann wird es seltsam ruhig in den Straßen Dharamsalas. Viel näher als noch im tibetischen Potala, dem dunklen 1000-Zimmer-Palast ist er den Menschen im Exil - doch soviel Verehrung macht einsam.

Zu Besuch in der guten Stube des „Ozeans an Weisheit“: Der Dalai Lama, klein von Gestalt und rot-eidottergelb gewandet, sitzt unter einem Portrait Mahatma Gahndis wie ein stiller, in sich gekehrter Fels. Alle Sinne gesammelt, füllt der kleine gedrungene Mann den Raum aus mit seiner konzentrierten Ruhe. In einer Vitrine in der Ecke steht ein Kreuz einträchtig neben dem jüdischen neunarmigen Leuchter und hinduistischem Götternippes - religiöse Toleranz im Kleinen. An den Wänden hängen Thankas, Rollbilder tibetischer Götter. Kundun wirkt müde. Wieso denn alle immer mit ihm sprechen wollen, anstatt die Tibeter zu fragen, will er wissen. Der Gott, der davon träumt, ein einfacher Mönch sein zu dürfen, hält sich in vielen Dingen für entbehrlich. Dafür habe er doch die Demokratie eingeführt, damit die politischen Geschäfte irgendwann auch ohne ihn funktionieren, meint er angestrengt. Aber will sein Volk überhaupt Verantwortung übernehmen? „Keiner kann bessere Entscheidungen treffen als ‘Seine Heiligkeit’“, sagen tibetische College-Studenten in Delhi und misstrauen den demokratischen Institutionen. Es ist so einfach, die Entscheidungen dem heiligen Übervater zu überlassen. Andererseits werden selbst die innovativsten Köpfe nicht gerade zum Mitbestimmen ermutigt. Solange die Politik von einem lebenden Gott gemacht wird, können keine weiteren Führungspersönlichkeiten neben diesem wachsen. Andere Köpfe und Führer würden als Bedrohung der Einheit im Exil gesehen und vom Umfeld des Dalai Lamas unterdrückt, meint Professor Norbu, eine der wenigen kritischen Stimmen unter den Tibetern. Kritik gilt allgemein als Dolchstoß in den Rücken der Gemeinschaft, Kritik an „Seiner Heiligkeit“ sogar als Ketzerei. Solange die große gemeinsame Sache zu verfolgen ist, heißt die Priorität Einheit, die durch interne Diskussionen nicht geschwächt werden soll. Ob Einheit gleichbedeutend mit Stärke ist, darüber gehen die Meinungen auseinander. „‘Seine Heiligkeit’ genießt 100 Prozent Vertrauen unter den Tibetern, wieso hat er Angst vor Leuten mit anderen Ideen?“, fragt Norbu frustriert. So sehr sich der Dalai Lama Entlastung wünscht, er hält die

Zügel fest in der Hand, damit keiner aus der einheitlichen Linie ausschert. Als Konsequenz muss Kundun die Bürde ganz allein tragen.

Rückkehr nach Tibet – noch in diesem Leben?

Taga hat seine Beine gelassen, um nach Indien in die Freiheit zu kommen. Auf Prothesen will er zurück über den Himalaya in ein lebenswertes Tibet – irgendwann, möglichst bald. Doch seit Jahren liegt der Dialog zwischen chinesischer und tibetischer Seite auf Eis. Der Dalai Lama signalisiert seine Verhandlungsbereitschaft und wartet auf ein Zeichen. „Wir können über alles verhandeln, nur nicht über Unabhängigkeit“, sagte Deng Xiaoping 1979. Schon lange fordert der Dalai Lama keine Unabhängigkeit mehr. Er würde inzwischen in ein autonomes Tibet mit Selbstbestimmung in inneren Angelegenheiten zurückkehren, doch das Misstrauen sitzt tief. China argwöhnt, dass sich die Tibeter langfristig vom sogenannten Mutterland absplitten wollen. Als Vorbild für die anderen 56 anerkannten Minderheiten in der Volksrepublik wäre dies ein Alptraum für die chinesische Regierung.

Die für Hongkong geltende Formel „Ein Land – zwei Systeme“ stellt sich die tibetische Exilregierung für ein autonomes Tibet vor. Damit würde Tibet chinesischer Souveränität unterstehen, aber eine eigene Verfassung, kapitalistische Demokratie und das Recht zum Abschluss nichtmilitärischer Verträge besitzen. Die chinesische Seite hat dagegen eine andere Auffassung von Autonomie: Nicht politische, sondern lediglich kulturelle Autonomie könne der Dalai Lama sich erhoffen, um sich schleunigst in die glückliche Familie des vereinigten chinesischen Mutterlandes einzureihen.

Zwei Konfliktpunkte erschweren die Wiederaufnahme des chinesisch tibetischen Dialogs:

Der Dalai Lama ist zu dem Zugeständnis bereit, Tibet inzwischen als Teil Chinas anzusehen. Damit kapituliert er davor, dass die internationale Gemeinschaft Tibet schon seit 1959 als chinesisches Territorium betrachtet, wie in den Atlanten dieser Welt abzulesen. Das geht der chinesischen Seite nicht weit genug. Sie fordern vom tibetischen Oberhaupt, die Geschichte umzuschreiben. Er soll bekennen, Tibet sei von jeher Teil Chinas gewesen und so die faktische Unabhängigkeit des Landes vor 1950 leugnen. Damit sollen nachgeschobene Ansprüche auf ein unabhängiges Tibet für alle Zeiten ausgeschlossen werden.

Die andere Frage, in der kein Kompromiss in Sicht ist, dreht sich um das Gebiet des autonomen Tibets. Die chinesischen Besatzer teilten Tibet in sechs Provinzen und rechnen nur noch Zentraltibet, d.h. die Hälfte des ursprünglichen Terrains den Tibetern zu. Die übrigen fünf Provinzen wurden den nachbarlichen chinesischen Gebieten zugeschlagen und erscheinen heute gar nicht mehr als tibetisches Gebiet auf den Karten. Die chinesische Seite will Autonomie nur für Zentraltibet, das sogenannte politische Tibet, zugestehen. Der Dalai Lama verlangt dagegen, das Amdo und Kham, die tibetisch bevölkerten Gebiete im Osten oder das sogenannte ethnische Tibet, miteinbe-

zogen werden. Mehr als die Hälfte der tibetischen Bevölkerung lebt in den umstrittenen Ostregionen. Kham ist die Heimat von Taga und Chimi, Amdo das „Grasland“ von Rinbow, „da, wo Tibet am schönsten ist“. Wenn er seine Exilgemeinschaft zusammenhalten will, kann der Dalai Lama keine Zugeständnisse in diesem Punkt machen und einen Großteil seines Volkes aufgeben. China dagegen wird diese Regionen keinem anderen Einfluss unterstellen, da dort 59 Prozent des chinesischen Nuklearwaffenpotentials stationiert sind.

Das diplomatische Tauziehen um Tibet entwickelt sich zunehmend zu einem Kampf auf Zeit. Mit jedem Monat, in dem nicht verhandelt wird, strömen chinesische Siedler weiter nach Tibet, wo mehr und mehr Flüchtlinge weichen. Während die einzigartige tibetische Kultur täglich ein bisschen mehr stirbt, ist ein Ende der aggressiven Siedlungspolitik nicht in Sicht. China braucht Platz für die 1,2 Milliarden Menschen, die im 21. Jahrhundert das „Mutterland“ bevölkern sollen. Die „Gehirne“ verlassen Tibet. Zurück bleibt ein führerloses Volk, das nicht den Mut hat, bei ethnischer Benachteiligung mit den Chinesen zu konkurrieren. Dabei wären gerade jetzt moderne Tibeter dringend nötig, die im aufstrebenden Tourismus der wirtschaftlichen Dominanz der Chinesen etwas entgegensetzen würden. Jungen Tibetern wie Rinbow, die nach einigen Jahren im Exil frustriert ihrer Heimat entgegenfiebers, fehlt nur die Ermutigung und Perspektive zur Rückkehr. Ein Schulungsprogramm, das Heimkehrer fitmacht für den Wettbewerb, erscheint als Lücke für pragmatische Hilfe, die noch keine unterstützende Organisation angeboten hat.

Die Uhr tickt für das Ueberleben der tibetischen Rasse und versetzt den Dalai Lama in die untergeordnete Verhandlungsposition eines Bittstellers. Sein verzweifelter Kompromisswille wird als Zeichen der Schwäche ausgelegt, doch darüberhinaus gibt es keinen Spielraum mehr: Weitere Zugeständnisse wären der Ausverkauf Tibets und würden den Frieden in der Exilgemeinde gefährden. So üben sich beide Seiten im Warten. Der Dalai Lama wartet, wenn nicht auf die Geschichte, dann doch auf einen historischen Moment. Er setzt auf den innerchinesischen Wandel und sieht Hoffnungszeichen: Mehr und mehr Chinesen würden ihre Kritik gegenüber der Regierung ausdrücken und zum Dialog mit dem tibetischen Oberhaupt auffordern. „Die heutige Situation ist viel besser als in den 60er, 70er Jahren, da war unsere einzige Grundlage, an die Wahrheit zu glauben“, meint der Dalai Lama. In diesem Punkt stimmt Professor Norbu ihm zu: „China hat mit den Wirtschaftsreformen einen Stein ins Rollen gebracht, der der politischen Basis der kommunistischen Herrscher den Boden entzieht. Sie betrügen sich selbst, wenn sie meinen, die sozialen und politischen Konsequenzen ihrer kapitalistischen Wirtschaftsreformen kontrollieren zu können.“ Sollte die Öffnung zur Marktwirtschaft zwangsläufig liberale Demokratie in China mit sich bringen, braucht das Zeit. Doch die Zeit drängt für die Tibeter ...

Die chinesische Führung dagegen wartet darauf, dass auch ein lebender Gott einmal stirbt. Sie verzögern die Verhandlungen, da sie in 15 bis 20 Jahren mit dem Ableben des 63jährigen Exilführers rechnen. Solchen Rech-

nungen zum Trotz gab der Dalai Lama schon die Durchhalteparole aus, er beabsichtige, diesmal 130 Jahre alt zu werden. Seine kindliche Wiedergeburt werde anschließend außerhalb Tibets auf sicherem Terrain zu finden sein, damit sie nicht in chinesische Hände falle. Damit soll sichergestellt werden, dass sich das Schicksal des Panchen Lamas nicht wiederholt. Die Wiedergeburt des zweithöchsten tibetischen Geistlichen in Person eines sechsjährigen Jungens ist seit 1995 spurlos verschwunden und durch einen chinesischen Kandidaten ersetzt worden. „Seine Heiligkeit“ selbst hat keine Zweifel, dass er der beste Verhandlungspartner ist, den die Chinesen haben: „Solange ich lebe, stehe ich für Autonomie und ich bin die Person, die die Tibeter überzeugen kann, das zu akzeptieren. In 10, 20 Jahren wird der Dalai Lama sterben und wer kann dann diese Radikalen überzeugen? Wenn der Dalai Lama nicht da ist, kann die Tibetfrage vollkommen außer Kontrolle geraten.“

Nicht umsonst rufen die Tibeter „Lang lebe der Dalai Lama“ und beten täglich für seine Gesundheit. Im 61. Lebensjahr des Dalai Lama, das in der tibetischen Medizin als besonders kritisch eingestuft wird, beschworen die Namgyal-Mönche sogar täglich in einer speziellen Zeremonie die Langlebigkeit ihres Führers. Soll die tibetische Sache einen glücklichen Ausklang finden, so muss der Dalai Lama noch zu Lebzeiten in den Potala zurückkehren. Nur er hat die einigende Macht, die konfusen Kräfte im tibetischen Volk beieinanderzuhalten. Zu den traditionell bestehenden Auseinandersetzungen zwischen den verschiedenen Regionen und Religionsgruppen im Buddhismus kommt das Konfliktpotential durch die Entfremdung von Tibetern und Exilanten hinzu.

Kommt es zu einer Rückkehr, so werden sich zwei Volksgruppen mit 40 Jahren unterschiedlicher Entwicklung gegenüberstehen, die sich erstmal wieder aneinander gewöhnen müssen. All das ist nur durch die emotionale Bindung und höchste Autorität eines regierungsfähigen Dalai Lamas zu meistern. Sollte „Seine Heiligkeit“ im Exil sterben, kann wohl kaum jemand für die Verzweiflungstaten der Tibeter garantieren. Ob Chimi Tashi in diesem Leben nach Kham zurückkehren kann, das liegt in den Händen der Geschichte - wenn sie sich beeilt.